

Ein Verbrechen.

Erzählung von Reginald Barrett.

(10. Fortsetzung.)

Die Nachforschungen, welche Sir John über den italienischen Flüchtling Saint Alban anstellte, ergaben einige interessante Thatfachen.

Einige Bekannte des Barons erinnerten sich des excentrischen Italiensers noch sehr wohl.

Signor Saint Alban hatte als Perambulator in London von einer Pension gelebt, welche ihm sein alterer Bruder, der Graf Saint Alban, ausgesetzt hatte.

Der Flüchtling aber hatte sich während seiner Verbannung so sehr an England gewöhnt, daß er sich später in London niederließ, nachdem Victor Emmanuel König geworden war und ihm so mit die Rückkehr nach Italien offen stand.

Er blieb unverheiratet und starb in Paris während eines Besuchs dieser Stadt. Ein alter Bekannter von Sir Hunter war mit dem verstorbenen Italiener befreundet und hatte ihn oft besucht.

Er erinnerte sich eines Knaben, den er oftmals bei demselben angetroffen hatte, mit einem feinen, ausdrucksvollen Gesicht, welches der alte Italiener seinen Zigeuner nannte.

Der Knabe war von Signor Saint Alban irgendwas als ein Modell für ein Gemälde angenommen worden, und da dem alten Italiener das offene und intelligente Wesen des Knaben gefiel, so hatte er sich bemüht, ihn seiner dagobondirenden Erziehung zu entreißen und ihn zu erziehen.

Was aus dem Knaben geworden sei, konnte Sir Johns Freund nicht sagen. Beim Tode seines Wohlthäters hatte er hauptsächlich alle Unterstufen verloren, denn der alte Herr besaß kein eigenes Vermögen und lebte nur von der Pension, die sein alterer Bruder ihm ausgesetzt hatte.

Durch diese Mittheilungen wurde Manches aufgeklärt. Man konnte daraus schließen, daß Mr. Saint Alban ein Mann von dunkler Herkunft war, welcher den Namen seines Beschützers angenommen und nur etwas dem eigentlichen Sprachgebrauch angepaßt hatte.

Denn es schien jetzt außer Frage zu stehen, daß der verschwundene Finanzmann mit dem ehemaligen Zigeunerknaben identisch war.

Auch die geheimnißvolle Beziehung zu den Stanleys fand hierdurch ihre Erklärung.

Jacob Stanley war, wie Tom Brul entdeckt hatte, Zigeuner. Es konnte also wohl sein, daß der Knabe, welchen der alte Italiener protegirte, seinen Lehrling und seinen Jugendgenossen nicht ganz vergessen hatte, und daß er bei zufälligen Zusammenstößen mit dem Zigeuner Stanley in Manchester die Bande erneuert hatte, welche die Glieder des Zigeunerstammes verbinden.

Dadurch konnten, wie schon gesagt, die Beziehungen, welche zwischen Saint Alban und der Frau des Sträflings bestanden, erklärt werden. Aber die natürliche Erklärung war für Robert Power sehr unbefriedigend und machte ihn um so begieriger, nach Dartmoor zu eilen. Sobald die Verhandlung gegen Charlotte Dubovier beendet war, verabschiedete er sich von seinen Freunden und machte sich auf den Weg.

Sir Johns Befehl darauf den französischen Erbprinzen von Savoyen mit sich zu nehmen. Dubovier war ganz gebrochen. Trotz Alledem, was man ihm sagte, hatte er sich doch mit der eiteln Hoffnung geschmeichelt, daß die Anklage gegen seine Nichte fallen werde, der Ausgang der Verhandlung war daher ein sehr schwerer Schlag für ihn.

Jetzt tobte er über englischen Eigensinn, englische Ungerechtigkeit und englische Brutalität und verwünschte den Tag, an dem er seiner Nichte erlaubt hatte, den Boden des perfiden Albion zu betreten.

Sir John hielt es daher für das Beste, daß er Sandbank verlasse und mit Dubovier nach London gehe. Es war wenig mehr zu thun, als gebührend während der Zeit zu warten, die bis zu der von ihnen gehofften endgültigen Freisprechung Charlottes hingehen mußte.

Baron Hunter hatte seinen Einfluß angewendet, um die Lage des jungen Mädchens im Gefängnis erträglicher zu machen. Er besaß mächtige Freunde und scheute sich nicht, sie zu diesem Zweck in Anspruch zu nehmen.

Sir John besaß ein Haus in der Nähe des Hyde-Park, und dahin führte er Monsieur Dubovier. Der gutmüthige Baron war weit davon entfernt, den seltsamen Zwischenfall vorauszusetzen, welchen seine freundschaftlichen Gefühle für seinen französischen Freund herbeiführen sollten.

Der alte Franzose verdrachte seine Tage sehr trüblich, ging nur wenig aus und hielt sich hartnäckig von allen Zeremonien fern. Wodan sah er im Salon bei Sir John und Lady Hunter.

Eines Abends — einige Tage nach seiner Ankunft in London — blätterte Monsieur Dubovier gedankenlos in einem Photographicalbum der Lady Hunter und wandte die Bilder, die ihm ganz fremde Personen darstellten, eines nach dem andern mechanisch um. Blüchlich erhub er den Kopf.

„Diesen hier kenne ich!“ sagte er. „Ich kenne mich nicht, das ist er!“

„Haben Sie jemand erkannt, Monsieur Dubovier?“ fragte Lady Hunter mit freundlichem Lächeln. „Wer könnte das sein?“ Sie verlieh ihnen Platz und näherte sich dem alten Herrn, welcher nach dem Finger auf eine Photographie deutete.

„Das ist ja Mr. Saint Alban!“ sagte Lady Hunter erstaunt, „und hier neben ihr ist seine Frau.“

„Saint Alban?“ sagte Monsieur Dubovier ganz verwirrt. „Aber ich habe Monsieur Saint Alban nie gesehen, und es ist nicht möglich, daß ich ihn kenne.“

„Dieser da, von dem ich Ihnen spreche, ist eine Person, Namens Courtin, welchen ich vor einigen Jahren in Frankreich gesehen habe.“

„Nicht möglich!“ rief Sir John aufspringend und trat näher, um einen Blick auf das Album zu werfen.

„Nein, Sie irren sich! Dieser Mann ist, wie meine Frau sagt, Mr. Saint Alban, derselbe Mensch, welcher — aber Sie wissen ja.“

Dubovier starrte das Portrait mit ängstlicher Spannung wieder an.

„Bei Gott!“ erwiderte er, „ich irre mich keineswegs, das Bild ist zu vorzüglich: es ist Courtin und kein Anderer! Ich würde ihn überall erkennen.“

„Courtin? Courtin?“ fragte Sir John Hunter, erstaunt über Duboviers Beharrlichkeit. „Was erinnert Sie an irgend einen Courtin, während doch Saint Albans Portrait vor Ihnen liegt? Ich sage Ihnen, Sie müssen sich irren! Wahrhaftig kauft Sie eine Aehnlichkeit!“

„Dies ist unzweifelhaft Mr. Saint Albans Photographie,“ sagte die Baronin, „er gab sie uns — erinnern Sie Dich, mein Lieber? — im letzten Sommer, während wir Alle im Marinehotel wohnten. Nein, halt! Ich irre mich nicht, er hat sie uns nicht gegeben, sondern seine Frau.“

„Ich erinnere mich nicht, daß ich ihr die meiste und auch Deine dazugegeben habe.“

„Nun, ich kann Ihnen nur sagen,“ erwiderte der alte Herr, „daß Ihr Monsieur Saint Alban dieselbe Courtin ist, den ich in Frankreich kannte. Ich bin nicht im Geringsten im Zweifel, das Portrait ist ausgehängt. Es ist Courtin, wie er leidet und lebt! Es ist nicht möglich, daß zwei Menschen einander so vollkommen gleichen.“

„Aber was war dieser Courtin?“ fragte der Baron nachdenklich.

„Das ist eine eigenthümliche Geschichte, und deshalb erinnere ich mich dieses Menschen so genau,“ erwiderte der Bürgermeister von Rouen, „sie beginnt in den Tagen unseres verhängnisvollen Krieges mit Deutschland.“

„Ich werde Ihnen die Geschichte erzählen und dann müssen wir nach Frankreich, um dem Schurken nachzuspüren.“

Der Baron gab seinen Diensthofen einige Aufträge, sandte einen Brief an Norfolk und bereitete Alles vor, um am nächsten Morgen mit Monsieur Dubovier nach Frankreich abzureisen. Obgleich der Baron nicht an Schlaflosigkeit litt, sondern eine kräftige Gesundheit besaß, hielt ihn doch die seltsame Verbindung, welche die Ereignisse genommen hatten, die halbe Nacht wach. Er mehr er nachdachte, um so leiser war er davon überzeugt, daß Courtin und Mr. Saint Alban identisch waren. Der Zigeunerknabe, welchen der italienische Flüchtling erzogen hatte, war ohne Zweifel sein Wohlthäter nach Frankreich gefolgt und nach dem Tode desselben auf seine eigene Kraft angewiesen geblieben. Er hatte Beschäftigung gefunden und war nach Tours gekommen, wo er sich verheiratete. Das Lebrige mußte sich durch Nachforschungen in Tours selbst aufklären. Jedenfalls hatte man jetzt eine wichtige Spur in Bezug auf Saint Albans Vergangenheit, die sofort verfolgt werden mußte.

Die Stunde der Abreise kam endlich, und Sir John fuhr mit Dubovier nach dem Bahnhof. Ein Herr mit blühenden Augenbrauen und scharfen, grauen Augen erwartete sie dort, welchen der Franzose erkannte und dem Baron als Monsieur Brulet vorstellte.

„Aber Mister Brulet hatte noch etwas Besseres zu seiner Empfehlung, als diese Vorstellung. Ein Brief von Mister Norfolk, den er übergab, sprach die Meinung aus, der Detectiv würde Ihnen ein nützlicher Begleiter sein.“

„Wenn es Ihnen recht ist, Sir,“ sagte der Letztere, „so werde ich mich Ihnen angeschlossen. Zwei Köpfe sind besser, als einer, sagt man, und drei sind besser als zwei, und sechs Häute schaffen mehr als vier und niemand kann sagen, ob unsere Häute nicht auch noch nützlich sein werden.“

Sir John, dem ein gewandter Mann stets willkommen war, und der Tom Brulet auf den ersten Blick richtig beurtheilte, nahm das Anerbieten desjenigen mit Vergnügen an.

27. Wer in Plymouth früh aufsteht, sieht oft Scharen glatzrarter Männer, welche an einander gekettet sind. Solche Gruppen kommen häufig mit der Eisenbahn auf dem Bahnhof an und nehmen nach kurzem Aufenthalt ihre Plätze in einem großen, dunkel aussehenden Omnibus ein, welcher von finstern dreizehnjährigen Mädchen begleitet wurde. Die Ginnholder von Plymouth sind an diesen Anblick gewöhnt und achten wenig auf diese Reisenden. Es sind Sträflinge, welche in das Gefängnis von Dartmoor abgeführt werden, das auf einer Anhöhe, etwa zweihundert Fuß über dem Spiegel des Meeres liegt. Es ist ein düsteres Gebäude, das rings von einer Einöde umgeben und fast das ganze Jahr über in trübem Nebel eingehüllt ist. Wenn ein Sträfling in das Gefängnis von Dartmoor eintritt, so gelten Dantes Worte für ihn: „Lasciate ogni speranza“ („Laßt alle Hoffnung hinter euch.“)

Es gibt keine Aussicht auf Flucht und keine Hoffnung für ihn, bis seine Zeit um ist; nur durch gute Führung kann er dieselbe abwenden. Dartmoor ist ein Feld für sich; Leute aller Stände, aller Typen sind in seinen Mauern zu finden. Jeder Sträfling ist nur unter seiner Nummer bekannt, aber wenn man den Namen zu der Nummer fügt und die Geschichte zu dem Namen — welder eine Mannigfaltigkeit

ergibt sich dann hier! Zum Beispiel Nummer 25,730. Seine äußere Erscheinung ist nicht im geringsten verschieden von der seines Nachbarn in der nächsten 25,731. Beide tragen dieselben Hüben und Jaden, die mit einem breiten Pfeil gezeichnet sind, beide tragen dieselben rauhen Strümpfe und Stiefel, beide führen dasselbe Strümpfungsleben und gehorchen denselben Vorschriften, und doch, welder eine Klust liegt zwischen der Vergangenheit dieser beiden! Der eine ist ein geborener Verbrecher, sein Vater war ein Dieb, seine Mutter vielleicht auch, er ist im Laster aufgewachsen, zum Verbrecher erzogen worden und im Gefängnis vollständig zu Hause.

Sein Nachbar Nummer 25,731 ist dagegen ein Neuling. Vor noch nicht langer Zeit war er ein gut aussehender, hoffnungsvoller Jüngling mit toigen Wangen und einem herrlichen Lachen, der im Wohlleben aufwuchs und die Freunde seiner Eltern und Verwandten war. Aber seine Genußsucht brachte ihn auf böse Wege und in schlechte Gesellschaft, und hier büßt er für die Thorheiten einer tolleren Jugend.

Das Leben der Wächter und Soldaten ist wenig verschieden von dem trübseligen Dasein der Gefangenen. Dieselben Nebel verdüstern auch ihre Gesichter, dieselben trüben Windböen blasen auch ihnen ins Gesicht, auch sie haben sich einer strengen Disziplin zu unterwerfen. Unverheiratete Wächter wohnen beisammen, sie haben ihr Verzeihen, ihr Billardzimmer und eine mit Sand bestreute Wirthshaus, aber es ist im besten Fall ein melancholisches Dasein. Die Unterhaltung dreht sich meistens um Ergebnisse im Gefängnis, um die Schaulust. Bosheit und Intriguen der Verbrecher und die Eiferucht der Angestellten, welche die gute Meinung ihrer Vorgesetzten zu gewinnen streben. Auch über ihnen liegt der Schatten des düsteren Gefängnisdaseins.

Eines Nachmittags, früh im November trat Robert Power in das düstere Gebäude ein, mit einem Brief von Mister Norfolk, der ihn dem Director des Gefängnisses empfahl. Dieser empfing ihn mit militärischer Kürze und wies ihn an einen Oberaufseher, einen plumpen Irländer, welcher unter so schwierigen Verhältnissen immer noch etwas von seinem nationalen Humor bewahrt hatte. Dießem war die Veranlassung zu Roberts Aufenthalt in Dartmoor mitgeteilt worden.

„Gut, gut, mein Sohn,“ sagte der Irländer, „kommen Sie mit mir, wir wollen Ihnen gleich Ihre Arbeit anweisen. Wir wollen einen hübschen, niedlichen Gefängniswärter aus Ihnen machen; wir haben eine Uniform, die Ihnen passen wird, wie ein Handschuh. Sie werden der Absonis von Dartmoor sein! Ich weiß, warum Sie gekommen sind, aber, merken Sie sich: nichts gegen die Vorschriften. Ich habe strenge Ordre, darauf zu sehen, und es wird nicht gut für Sie sein, wenn Sie sie verletzen.“

Der Oberaufseher meinte dies wirklich, wie er sagte, aber in seinen freundlichen Augen war zu lesen, daß er im Grunde ein vortrefflicher Burke sei, auf dessen guten Willen innerhalb der Grenzen seiner Pflicht Robert Power zählen konnte.

28. Jacob Stanley trug die Nummer 37,542 und wohnte auf dem dritten Stock, Halle A, Gefängnis Nr. 2, Zelle No. 42. Stanley besaß keine traurige Gesundheit. Als er ins Gefängnis kam wurde er krank und mußte ins Spital gebracht werden. Als er wieder genes, befand er sich in einem Zustand großer Schwäche. Der Rest des Londoner Gefängnisses hatte ihn daher als einen Sträfling bezeichnet, welcher mit leichter Arbeit beschäftigt werden sollte, und dem zu Folge hatte der Arzt in Dartmoor auf seinem Papier bemerkt: „Schulmacherswerkstatt.“

Ohne Zweifel hatte es der Arzt gut gemeint, aber es war doch ein Verstum. Stanley war hauptsächlich deshalb erkrankt, weil er an frische Luft und Bewegung gewohnt und als Gefangener derselben beraubt war. Die einzige Stunde, während der die Sträflinge am Tage innerhalb des Gerichtshofes in langer Reihe spazieren gingen, war von geringem Nutzen für einen Menschen, der den größten Theil seines Lebens in der freien Natur zugebracht hatte. Ihm fehlte der Anblick des grünen Grases, der Bäume und die Wärme des Sonnenlichts; der Aufenthalt in den vier Wänden der Werkstatt war ihm eher schädlich, als nützlich. Stanley wurde bald ein vollständiges Wrad an Körper und Geist.

Die Auskunft, die Robert Power von dem Oberaufseher über ihn erhielt, war im Ganzen gut. Der Sträfling No. 37,542 machte wenig zu schaffen. Er gehoberte den Vorschriften und war eifrig bemüht, gute Zeugnisse zu erhalten, die ihn zu einer Abkürzung seiner Strafreise berechtigten. In diesem Bestreben lehnte er es sogar ab, ins Hospital zu gehen, obgleich seine gebrochene Gesundheit dies wohl gerechtfertigt hätte. Denn im Hospital konnte kein Sträfling hoffen, gute Zeugnisse zu erhalten, er zog deshalb vor, zu arbeiten, so lange die Kräfte aushielten. In seiner letzten Zeit war sein Verstand jedoch finsterner geworden, und ein Act des Ungehorsams hatte ihn das lang ersehnte Vergnügen beraubt, einen Brief zu erhalten.

Robert Power hätte seine Stellung als Gefängniswärter im dritten Stock der Halle A eingenommen. Am Tage nach seiner Ankunft, um zwölf Uhr mittags, zu der Stunde, wo die Gefangenen zum Mittagessen kamen, hatte Robert auf dem Rath des Oberaufsehers diese Zeit zu seinem ersten Auftreten gewählt. Dem Sträfling ward nach dem Mittagessen eine Stunde Zeit gelassen, um nach seiner Hängematte aufzurufen und seine Zelle in Ordnung zu bringen. Hat er dies gethan, so kann er

die freie Zeit bei einem Buch verbringen, er kann nach Belieben schlafen oder in seiner Zelle auf- und abgehen. Während der Speisezeit macht auch der Arzt seine Runden und besucht die Patienten.

Die Sträflinge kamen die Treppe herauf und eilten in ihre Zellen, Stanley jedoch hatte keine Eile und ging mit müden Schritten. Sein hageres Gesicht war zu Boden gesunken, er zeigte keine Eile nach dem Essen, das ihn erwartete. Er war von mittlerer Größe, hatte dunkles Haar und Bart, die wie bei allen Gefangenen kurz geschoren waren, und Robert bemerkte, daß seine Augen denselben harten Ausdruck hatten, welcher bei Saint Alban so auffiel. Da der Sergeant seine Abkündigung kannte, so überließ ihm die Neugier nicht. Als Stanley sich der Zelle näherte, vor welcher Robert stand, bildete er auf, und in demselben Augenblick erkannte er den jungen Mann trotz dessen Uniform. Tobenbleich lag er zurüd.

„Der Doctor!“ rief er aus, „der Doctor!“

„Was, Sie erkennen mich wieder?“ sagte Robert, indem er mit einigem Mitleid auf die gebrochene Gestalt blickte, welche so wenig dem gefunden, rüstigen Manne glich, den er in Manchester gekannt hatte.

„Ja,“ hobnte der Sträfling, unglücklich, sich von seinem Erlaunen zu erholen.

„Sie sehen, wozu Sie mich durch Ihre Niederträchtigkeit gebracht haben!“ sagte Robert Power streng. „Sehen Sie sich den Mann an, dessen Zukunft Sie durch Ihre boshaften Juxen ruiniert haben!“

Ein frampfhafte Zittern befiel Stanley, aber er gab keine Antwort. Jetzt kamen die Aufseher bei dem Mittagessen, Stanley mußte in seine Zelle gehen und sein Gesicht hinauseisen. Robert wurde abgerufen und hatte keine Gelegenheit, das Gespräch fortzusetzen. Aber später, als wieder Alles ruhig war und auch die Aufseher zu ihrem Mittagessen gegangen waren, öffnete er geräuschlos Stanleys Zelle und trat ein.

Der Sträfling hatte seine Wahrheit so unüberhört gelassen. Er war im Gefängnis ein schwacher Eifer, dem die Nationen viel zu groß waren, die anderen ungenügend erschienen. Aber an diesem Tage dachte er weniger als je an das Essen; das unerwartete Erscheinen des Doctors hatte ihn völlig erschüttert.

Beim Eintritt Roberts bildete Stanley mit bitterer Miene auf.

„Sie sind gekommen, um mich auszuladen, nicht wahr?“ sagte er. „Jetzt ist an Ihnen die Reihe. Das Leben ist hier hart genug, und Sie wollen es mir noch härter machen. Sie werden mich anzeigen, so oft Sie können.“

„Das ist nicht meine Art,“ erwiderte Robert, der die düsteren Ahnungen wohl begriff, welche den elenden Zustand des Sträflings noch verschlimmerten. „Wenn ich das thun würde, so wäre es nicht mehr, als was Sie verdienen, aber wenn Sie sich ordentlich benehmen, so werde ich Ihnen kein Schwermüthigen machen. Ich sehe, Sie sind hinreichend bestraft; Sie sehen aus, als wollten Sie ins Grab steigen.“

„Ich bin sehr krank!“ seufzte Stanley, „ich habe nicht mehr Lebenskraft als eine Fliege; dieses Leben und der Gram tödten mich.“

„Warum geben Sie denn nicht ins Spital?“ fragte Robert. „Das wäre besser für Sie.“

Der Sträfling schüttelte den Kopf. „Das Spital kann mir nicht helfen, was ich brauche, ist frische Luft und Befreiung von meinen Sorgen! Die nagende Sorge ist schlimmer, als alles Andere.“

„Was haben Sie für Sorgen, da Sie nun doch einmal im Gefängnis sind, wo Sie Alles, was zum Leben nöthig ist, erhalten?“

Wieder schüttelte Stanley den Kopf. „Das ist es nicht,“ sagte er, „aber der Gedanke an meine Frau drückt mich schwer, und ich kann ihr nicht aus dem Sinn bringen. Ich weiß, Sie sind kein Freund von mir, Herr Doctor, aber Sie würden trotzdem Niemand mehr Glend wünschen, als ich zu ertragen habe!“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie sich um Ihre Frau gramen?“ fragte Robert.

Stanley nickte. „Um sie gräme ich mich. Ich habe schon vor wenigstens vierzehn Tagen Ihren Brief erhalten sollen, aber der schielende Jim, der Aufseher in der Werkstatt, hat einen Groll gegen mich und zeigte mich an. Ich verlor zwölf gute Noten und die Aussicht, Nachrichten von meiner Frau zu erhalten.“

Der Sträfling bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Seine Gedanken waren weit entfernt, bei der Frau, von der er getrennt war, und an welcher er zu hängen suchte. Robert Power bemerkte dies wohl, und sah deshalb vor, daß Stanley nicht schwer zu behandeln sein werde. Bei seiner Niedertrachtigkeit konnte ein freundliches Gegenkommen augenblicklich von besserer Wirkung sein und der junge Sergeant war um so mehr dazu geneigt, als er in Wirklichkeit von dem traurigen Bild des Mannes gerührt war.

„Was würden Sie sagen,“ begann Robert nach einigen Minuten langsam, „wenn ich Ihnen Nachrichten von Ihrer Frau geben könnte?“

„Sie?“ rief der Zigeuner mit fundelnden Augen.

Aber ein Verdacht flog in dem Sträfling auf. „Sie wollen mich ausforschen!“ sagte er finster. „Sie sind gekommen, um Ihre Raube zu tauschen, das weiß ich.“

„Nein, Stanley,“ erwiderte Robert, „ich bin nicht so grausam, wie Sie glauben. Es gab eine Zeit, wo ich Sie für Ihre Schändlichkeit hätte erzwungen

können, aber das ist vorüber. Ich bin durch langes Nachdenken zu dem Schluß gekommen, daß Sie verurteilt wurden, mir zu schaden, denn Sie selbst konnten keinen Haß gegen mich haben, da ich Ihnen nie etwas Böses that.“

Der Zigeuner nickte, schwieg aber noch immer argwöhnlich.

„Es ist die Wahrheit, was ich Ihnen sagte, ich kann Ihnen Nachricht von Ihrer Frau geben,“ fuhr Robert fort, „ich habe sie gesehen.“

„Sie haben sie gesehen?“ fragte Stanley mit zitternder Stimme.

„Und ich weiß, wo sie wohnt.“

„Was sie, — was sie gesund, als Sie sie sahen?“

„Ich konnte nur einen flüchtigen Blick nach ihr werfen, sie schien gesund zu sein, aber ich glaube kaum, daß sie in günstigen Verhältnissen lebt.“

Der Sträfling hobnte.

„Ich erhalten von vierzehn Tagen einen Brief erhalten sollen, und jetzt liegt er da und ich darf ihn nicht lesen! Das ist genug, um einen Menschen zur Verzweiflung zu bringen!“ rief er mit Verzweiflung auf seinem bleichen Gesicht.

„Man hätte mir Alles antun können, — Dunkelarbeit, Brot und Wasser, oder Schlafen in Ketten — daraus hätte ich mir nicht viel gemacht, wenn sie mir nur erlaubt hätten, den Brief zu lesen! Hören Sie, Herr Doctor, sprechen Sie wirklich im Ernste?“ fragte er, während sein alter Verstand wieder erwachte.

„Sie wollen einen armen Leuten nicht unglücklich machen? Haben Sie sie nie gesehen?“

„Nein,“ erwiderte Robert, „ich habe sie nur einmal Augenblick gesehen, obn daß sie mich bemerkte.“

„So war das?“

„In der Dangerschuldstraße, gegenüber Saint Albans Haus.“

„Sie ist zu ihm gegangen,“ murmelte Jacob Stanley vor sich hin, „nun, dann wird es ihr jezt besser gehen.“

Diese Mittheilung schien ihm etwas zu tiefen, und er sah etwas heiterer aus.

„Sie haben mich sehr erfreut, Herr Doctor,“ sagte er, „jezt ist mein Kopf etwas leichter geworden, da ich weiß, daß sie lebt und gesund ist. Sie ist keine starke Frau, und harte Arbeit würde sie bald zu Grunde richten. Aber jezt wird sie nicht verlassen sein.“

„Murmelt er getöthelt,“ man wird ihr helfen und sie vor Noth schützen.“

„Würden Sie glücklicher sein, wenn Sie den Brief Ihrer Frau erhielten?“ fragte Robert nach einer Weile.

„Ich würde die ganze Welt dafür geben!“ erwiderte der Zigeuner lebhaft.

„Nun, ich will nichts versprechen, aber, wenn Sie sich gut führen,“ sagte Robert, „werde ich versuchen, ihn für Sie herauszubekommen — jedenfalls will ich für Sie sprechen.“

Der Sergeant hielt die Unterhaltung für einen Tag für genügend. Es war verboten, mit den Sträflingen zu sprechen, und er durfte sich nicht zu viel auf die Rücksicht des Oberaufsehers verlassen, deshalb öffnete er vorsichtig die Zelle und trat hinaus.

Der Zigeuner sah ihm mit seltsamen Blick nach. „Sie wollen mich nicht noch unglücklicher machen?“ sagte er.

„Sie sehen wie ein guter Mensch aus, aber ich kann an mein Glück nicht glauben. Es wäre gegen die Natur, wenn Sie mir Gutes erweisen wollten. Es ist auch wider die Natur,“ wiederholte er fast selbstredend, „denn ich verdiene es nicht von Ihnen.“

Aber Robert war bereits verschwunden, ehe Stanley sein heißes Flüßchen beendet hatte. In der Einsamkeit seiner Zelle bedachte der Sträfling sein Gesicht mit den Händen und verlor in tiefem Nachdenken, bis das Signal gegeben wurde, daß die Gefangenen wieder zur Arbeit rief.

Zwischenbesserung des Zustands Stanleys. Robert hatte mit dem Gefängnisarzt gesprochen und ihm dringend vorgelegt, daß etwas für den Mann geschehen müsse. Demzufolge wurde Stanley mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Die frische Luft, nach der er so sehr verlangte, und deren Entbehren seine Gesundheit so geschädigt hatte, wurde ihm zurückgegeben. Da er für die Arbeit im Steinbruch zu schwer war, andererseits aber, wie die meisten Leute seiner Klasse, mit Flecken und Kindvieh umzugehen wußte, so wurde er in die Abtheilung mit rothen Krügen verlegt. Diese ist eine bevorzugte, welche mit landwirthschaftlichen Berthaltungen beschäftigt wird.

Schon einige Tage genüßten, um eine merkwürdige Veränderung in ihm herbeizubringen. Er erlangte seinen Appetit wieder, sagte Muth, und sein hohes Gesicht sah runder und weniger geisterhaft aus. Stanley wußte natürlich, wer diese Veränderung veranlaßt hatte, und war Robert dafür sehr dankbar. Endlich kam der Tag, an welchem er den zurückgehaltenen Brief bekam.

Robert war nicht zugegen, als er ihn erhielt, aber er sah Stanley noch am Abend. Der Sträfling war blaß vor Wuth.

„Hallo!“ sagte Robert, „was ist mit Ihnen? Der Brief scheint Ihnen nicht zu gefallen?“

„Der Schurke!“ rief Jakob zur Antwort. „Er läßt sie verhungern! Sie kann nichts von ihm erlangen und verhungert, sage ich Ihnen!“

„Verhungert? Wer läßt sie verhungern?“ fragte Robert.

„Nun er, der Mann, der verpflichtet wäre, ihr und mir beizustehen.“

„Wen meinen Sie damit?“

Jacob Stanley ging in seiner Zelle auf und ab und murmelte erregt unverständliche Worte in der Zigeunerprache.

„Ich bin mit ihm fertig!“ rief er, die Faust schüttelnd. „Wir sind geschieden! Sie sind ein wirklich guter Mensch, Herr Doctor, und ich werde thun, was Ihnen gegenüber recht ist. Der Mann, der mich und Besse, meine Frau, veranlaßt, Ihnen zu schaden, war Charles, der mein Spielkamerad war, als wir noch kleine Jungen waren. Versucht soll er sein!“

„Was schwächen Sie da?“ sagte Robert, obgleich er wohl ahnte, wer die Person war, der Stanleys Wuth galt.

„Ich kann Ihnen nur sagen, daß jener, derjenige, der uns verleitet, kein anderer ist, als der, welcher Saint Alban heigt.“

„Saint Alban! Das mußte ich, damit sagen Sie mir nichts Neues! Ich hatte schon einige Zeit Verdacht auf ihn.“

„Ja, das ist der Mann,“ fuhr der Zigeuner fort, „verlucht sei er! Ich wünschte, ich hätte ihn nie gesehen, sein Geld hat mir nur Unglück gebracht! Wenn er nicht wäre, so säße ich jezt nicht hier!“

In seinem Zorn war Stanley augenblicklich abgeneigt, sein Geheimniß zu verrathen. Robert hatte es bisher unterlassen, ihn dazu zu drängen, da er fühlte, daß es noch nicht an der Zeit war, jezt wollte er den günstigen Zufall benutzen.

„Ehen Sie, Stanley,“ sagte er, „dieser Burke, dieser Saint Alban hat mich ruiniert, er hat auch Sie geschädigt und ist zu allem fähig, wie ich sicher weiß. Es gibt keinen abgesehenen Schurken auf der Welt, auch nicht in diesem Gefängnis. Sie hoffen wahrscheinlich, daß er als Bedienung für Ihre Dienste für Ihre Frau sorgen werde, so lange Sie im Gefängnis sind. Aber es ist ganz vergebens, wenn Sie sich auf ihn verlassen, dieser Mensch hat kein Herz und ist gegen niemand herzlich!“

„Das sagt auch meine Frau,“ erwiderte der Sträfling. „Aber ich muß meine Rache haben!“ rief er in einem neuen Wuthausbruch.

„Wir wollen einen Handel schließen,“ fuhr Robert fort. „Was wollen Sie mir dafür leisten, wenn ich Ihnen verzeihe, Ihre Frau zu helfen und darüber zu sorgen, daß sie keine Noth leidet, so lange Sie hier sind?“

„Dafür würde ich alles thun!“ rief Stanley lebhaft, „alles! Dieser Brief von ihr hat mein Herz gebrochen! Sie sagt nicht viel davon, aber ich weiß, er hat sie ihrem Schicksal überlassen. Arme Besse! Sie ist nicht von unserm Volk und hat keinen Freund in der Welt außer mir. Ich habe sie auch zu dem Unrecht verleitet, ich schwöre es auf meine Seele, daß sie von Anfang bis zum Ende dagegen war. Sie that es nur, weil ich es so haben wollte.“

„Nun also, sagen Sie mir Alles der Wahrheit gemäß, dann werde ich mein Verprechen halten, so gewiß, als ich ein ehrlicher Mann bin,“ sagte Robert ernst.

„Und Sie versprechen mir, daß Sie Besse nicht in Unannehmlichkeiten bringen werden, wenn ich Ihnen Alles sage, und Ihnen den Weg angebe, um es zu benehmen?“ fragte Stanley ängstlich.

„Ich habe nichts gegen Ihre Frau, sie war nur das Werkzeug, aber den Mann selbst muß ich treffen.“

„Gut, gut,“ sagte Stanley, „meine Aussage gegen ihn wird nicht viel gelten, aber die meiner Frau, und sie hat die Macht, ihn zu treffen.“

„Das war eine erfreuliche Neuigkeit für Robert; er beherrschte jedoch seine Freude.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache des Waldwirths.

Das Regiment war mit Sad und Bad zur nächsten Felddivision ausgedient; ein Halb-Bataillon verließ den Vorpostendienst und obwohl man jeden Augenblick auf das Anrücken des „markierten“ Feindes gefaßt war und den Feldwachen angeordnet der Gefahr selbst das Rauchen verboten hatte, war vom Feinde immer noch nichts zu erpahren. Das Beweisen der Truppe in der Nähe seines Gehöftes sich zu Ruhe machend, schlich der „Waldwirth“ sich mit einer Hundsfurze an die Vorpostenlinie heran und verkaufte heimlich den hungernden und durstenden Marschjungen den mitgeführten Vorrath an Bier, Schnaps und Hottehl — Wäffchen. Die Leute der Feldwache No. 1 hatte er bereits gefaßt, da, im Begriff, den Rest seiner Waare bei der Feldwache No. 2 abzusetzen, fiel er dem gestrengen Herrn Vorposten-Commandanten in die Arme, der ihn hielt, einem Verhör unterzog und ihn dann aus der Vorpostenlinie hinausbefördern ließ. Mit der Hälfte seines Krans heimtückend, schwor der Vieudo-Marktleuder dem Herrn Major grimmige Rache. Einst selbst Soldat gewesen, berief er auf folgende Idee. Er benutzte sich mit einigen beim letzten Feuerwert nicht mehr zur Verwendung gekommenen „Frischen“, nämlich abernachts an die Vorposten heran und brachte in einiger Entfernung vor der Front der Posten die Feuerretörer zur Explosion, dann schloß er sich schnell vor dem Wind davon. Die Wirkung war eine glänzende. Der Knall rief bei der lagernden Truppe die Wirkung hervor, daß der Feind angriffe; einzelne Schüsse fielen, bald aber wurde es auf der ganzen Linie mobil. Commandanten erkannten, das Feuer wurde verläßt und — was das Wunderbarste war — nun zeigte sich auch der wirkliche, d. h. markierte Feind. Diefem Zufall verbandt es der Felder, daß dem gestrengen Herrn Commandanten die eigentliche Ursache des Alarms entging. Die rechte Flügelwache freilich hat den Vorrath gezecht und den „schädlichen“ Waldwirth hinterher tüchtig ausgelacht.

29. „Was schwächen Sie da?“ sagte Robert, obgleich er wohl ahnte, wer die Person war, der Stanleys Wuth galt.

„Ich kann Ihnen nur sagen, daß jener, derjenige, der uns verleitet, kein anderer ist, als der, welcher Saint Alban heigt.“

„Saint Alban! Das mußte ich, damit sagen Sie mir nichts Neues! Ich hatte schon einige Zeit Verdacht auf ihn.“

„Ja, das ist der Mann,“ fuhr der Zigeuner fort, „verlucht sei er! Ich wünschte, ich hätte ihn nie gesehen, sein Geld hat mir nur Unglück gebracht! Wenn er nicht wäre, so säße ich jezt nicht hier!“

In seinem Zorn war Stanley augenblicklich abgeneigt, sein Geheimniß zu verrathen. Robert hatte es bisher unterlassen, ihn dazu zu drängen, da er fühlte, daß es noch nicht an der Zeit war, jezt wollte er den günstigen Zufall benutzen.

„Ehen Sie, Stanley,“ sagte er, „dieser Burke, dieser Saint Alban hat mich ruiniert, er hat auch Sie geschädigt und ist zu allem fähig, wie ich sicher weiß. Es gibt keinen abgesehenen Schurken auf der Welt, auch nicht in diesem Gefängnis. Sie hoffen wahrscheinlich, daß er als Bedienung für Ihre Dienste für Ihre Frau sorgen werde, so lange Sie im Gefängnis sind. Aber es ist ganz vergebens, wenn Sie sich auf ihn verlassen, dieser Mensch hat kein Herz und ist gegen niemand herzlich!“